

Zu unserm neuen Vereinsschweizerdeutsch

Objekttyp: **AssociationNews**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **25 (1941)**

Heft 1

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

der ihn beim „Vater“ verklagen wollte, entgegen: „Wenn du ihn kennstest, wüßtest du, daß man ihm Papa sagt“. Ich mußte, als ich vor sechzig Jahren in die Stadtschule eintrat (dieselbe, die Lavel besuchte), und ebenso nachher im Basler Gymnasium, meines guten Rufes wegen meine Eltern Papa und Mama nennen, denn das schied die „bessern“ Jungen von den andern. Grand freilich gab es für mich nie. Zu Lavels Jugendsprache scheint Papillon zu gehören; Pfiffocker kennt er als ländliches Sprachgut, der Schmetterling ist ihm anstößig wie allen Schweizern, die zu dem Fall das Wort ergreifen.

Lavel berichtet, „i üse Kreise“ sage man nicht „Frühstück“, sondern Dejeunere, und „Morgenäße“ habe man zu seiner Zeit das Mittagessen genannt. Ich habe in Erinnerung, daß ich als Kind in Bern das Wort als Tischeneiere verstand, und mein Großvater jedenfalls sagte tische-niere; er war kein Berner und verstand nicht französisch. Die Großmutter, eine Emmentalerin mit Volksschulbildung, nahm Anstoß daran, daß ihre stadtbernerische Schwiegertochter nicht Morgenäße sagte; die aber erwiderte, in der Stadt sage man von jeher Dejeunere, und Morgenäße käme ihr affektiert vor. Der Großmutter hatte vielleicht nie jemand gesagt, was ein Fremdwort ist, aber sie nahm Anstoß auch am Gratuliere und Kondoliere, weil das nichts sage. Mir kleinem Buben gab das damals zu denken.

Lavel berichtet weiter, er sei angehalten worden, mit merci oder obligé zu danken und mit siwuplee zu bitten. Aber dieses merci obligé (gewöhnlich häufte man die beiden Wörter) spottete auch wieder meine Großmutter, und wir sagten nie so — wir gehörten ja auch nicht zu „üse Kreise“. Das obligé muß der ältern Sprache angehören, ich habe es in den Jahren, die ich in verschiedenen Gegenden Frankreichs, in der Hauptstadt und bei unsern Welschen zubrachte, niemals gehört.

Noch etwas von deutschem Sprachgebrauch. In Klammern wird uns gesagt, daß Lavel in der Schule gelernt habe, man sage anständigerweise nicht Buuchweh, sondern Leibschmerzen. In Norddeutschland gilt Bauch in der Tat für ein unanständiges Wort, und es wird wohl einer von den damals in Bern und anderswo tätigen deutschen Schulmännern gewesen sein, von dem jene Weisheit ausging.

Daß Lavel im Grunde über den Dingen steht und Gefühl für das Echte hat, beweist seine Bemerkung, Dejeunere sei „e Biz vo däm Wältsch, wo sich i amüsanter Wys i ds stedtische Bärndütsch ygnistet het“. Und daraus sieht man, wie wenig das Sprach- und Volksgefühl dieser Berner doch von ihrem „Wältsch“ angefressen war. Ich suche umsonst in Lavels Berndeutsch nach sogenannten Galizismen; einen einzigen finde ich: „Äses Hinderhus het uf ds Bollwärk gä“ — donnait sur le boulevard. Ein Elsfässer Bourgeois etwa würde es nicht für nötig halten, zu dem Mädchennamen Jenny in Klammern beizufügen: „Me mues das französisch usspräche“, würde sich auch nicht über die Dienstmädchen lustig machen, die deutsche Namen welsch aussprechen (Hürnäng und Quinquelin statt Hörning und Kinkelin), würde auch nicht Pänсион schreiben, wie Lavel tut, noch History, denn im Elsaß ist französisch das Vornehmere und hat immer den Vorteil. Nicht spöttisch jedenfalls meint Lavel die Mitteilung, die Berner Kinder hätten die Ménagerie Tierhütte genannt. Seine Bildung wie sein innerstes Gefühl ist eindeutig deutsch. Zwar ist es ihm nicht anstößig, daß er Albär genannt wurde, während ich mich im Alter von zehn Jahren darüber aufhielt, daß die Berner mich Eduar anredeten. Aber immer erscheint doch das „Wältsche“ als das Fremde, ganz wie bei seinem Mitbürger Jeremias Gotthelf. Trotz dem Kinder mädchen, das man

ihm gegeben hatte, einem „wältsche Rosinli“, scheint es nicht so ganz von selbst gegangen zu sein, als man im Gespräch mit Bourbakis Soldaten „üses ganze Wältsch zäme ramifiere“ mußte, und noch der Student Lavel hatte Förderung im „Wältschparliere“ nötig, weshalb die Eltern einen welschen Medizinstudenten ins Haus nahmen. Dazu paßt, was vom Siebziger Krieg berichtet wird: das Volk im allgemeinen habe es mit den Franzosen gehalten, die gebildeten Kreise dagegen meist mit den Deutschen, „wil me halt doch dütsch gredt u dütschi Lieder gfunge het“ — also gerade umgekehrt, als man aus dem halb welschen Patrizierwesen schließen möchte. Immer wieder verwundert eine Tiefe der sprachlichen Verwurzelung bei diesen Stadtbernern. War es nicht einer von ihnen, der zwar verschämt meinte bekennen zu müssen: „Die deutsche Sprache ist mir fremd“, und doch „Die Alpen“ schrieb, jenes „ernste große Gedicht“, in dem Goethe „den Anfang einer nationalen deutschen Poesie“ erkennt: Albrecht v. Haller? Das ist die Macht des „im Sprachgefühl schlummernden Volksbewußtseins“, wie wieder einer aus jenen Familien sich ausdrückt: Otto v. Greyerz.

Eduard Blocher.

Zu unserm Vereinschweizerdeutsch.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Seit einigen Jahren wird auch in den Vereinsverhandlungen wieder mehr schweizerdeutsch gesprochen als früher. Das wäre an sich recht erfreulich, wenn nur dieses Schweizerdeutsch — schweizerdeutsch wäre. Aber manchmal ist es zum Davonlaufen: nicht hochdeutsch, nicht schweizerdeutsch, sondern ins Schweizerdeutsche wörtlich übergesetztes Hochdeutsch, durchweg hochdeutsch gedacht, nur schweizerdeutsch ausgesprochen. 3. B. „Mäglich der letzichte Generalversammlig het euse Verein uf Antrag euseres Kassiers und nach gewalteter Diskussion beschlosse, diejenige Mitglieder, die de Jahresbeitrag no nid entrichtet hend, ufzfordere, denselbe bis spätestes Ende Merz laufenden Jahres iz'zale, ansoncht si gstriche werdidi.“ Das soll schweizerdeutsch sein: Mäglich der Generalversammlig? Antrag euseres Kassiers? Nach gewalteter Diskussion? Beschlosse? Diejenige, die? Denselbe? Man hört doch auf Schritt und Tritt die hochdeutsche Formel heraus: „Unläßlich der letzten Generalversammlung hat unser Verein auf Antrag unseres Kassiers und nach gewalteter Diskussion beschlossen, diejenigen Mitglieder, die ihren Jahresbeitrag noch nicht entrichtet haben, aufzufordern, denselben bis spätestens Ende März laufenden Jahres einzuzahlen, ansonst sie gestrichen würden.“ Man kann das auch hochdeutsch noch besser sagen. Schweizerdeutsch würde das etwa lauten: „A der letzichte Hauptversammlig het euse Kassier der Utrag gstellt, me söll dene Mitglidere, wo de Jahresbeitrag no nid zalt hend, schribe, wenn si bis spätestes Endi Merze nid zaled, so tüeged mer si striche. Mer hend über de Utrag gredt und hend so beschlosse.“ Ist gegen diese Landplage nichts zu machen?

Uns vom Sprachverein ist die Sache nicht neu. Wir kämpfen seit fünf und zwanzig Jahren gegen dieses Versammlungs- und Vereinschweizerdeutsch; Otto von Greyerz hat es schon vor über dreißig Jahren als „Großratsdeutsch“ verspottet. Die häufigsten und schwersten Fehler gegen das Wesen unserer Mundart sind etwa folgende:

1) Einen eigentlichen Wesfall hat das Schweizerdeutsche nur in ganz beschränktem Maße: von Personenbezeichnungen (Mis Batters Brüeder, 's Meiers Huus, 's Pfarrers Bueb) und in einigen festen Formeln: um Gottes Wile, mit Lufels Gewalt). Sonst wird er immer mit „von“ oder dem Wemfall umschrieben (der Utrag von euserem Kassier, Ende Merze vo däm Jahr; euserem Kassier sin Utrag).

2) Das bezügliche Fürwort heißt nicht: der, die, das usw., sondern wo; also: „die Mitglieder, wo no nid zalt hend.“ Also auch nicht: „De Bschluß, den mir gfaßt hend“, sondern: „wo mir gfaßt hend“. Nicht: „Der Utrag, über

den mir abgestimmt hend, . . .", sondern: „Der Atrag, wo mir drüber abgestimmt hend“.

3) Das Mittelwort der Gegenwart wirkt im Alemannischen nur in einigen Formeln echt (im schwindede Moo, en laufede Brune), in den meisten Fällen unnatürlich (Wärti Awäseidi, der betreffeidi Paragraph).

4) Die Vorsilben be= und ge= verlieren ihren Selbstlaut, also: Bschluß (nicht Beschluß), glange (nicht gelange).

5) Störend wirken auch einige im Versammlungsdeutsch häufig vorkommende Für=, Vor= und andere Wörter wie: jemand (statt: öpper o. ä., je nach der Mundart), etwas (öppis), etwa (öppe), einige (es paar), damit, obschon, um zu u. a.

Wer diese fünf Sünden vermeidet, wirkt schon viel urchiger; einzelne Entgleisungen können ihm und können jedem unterlaufen. Das Scheinschweizerdeutsch klingt aber nicht nur häßlich in einem Ohre, das echt und unecht unterscheiden kann, es ist auch gefährlich für die Mundart selbst, denn es bildet eine Brücke, ein Bindeglied zwischen Mundart und Schriftsprache, es verwischt die Unterschiede, und wir schützen die Mundart am besten, wenn wir sie von der Schriftsprache möglichst sauber trennen und entweder die eine Form unserer Muttersprache wählen oder die andere und jede möglichst rein erhalten. Welche von beiden wir wählen, hängt von der Gelegenheit ab. Im Vorstand eines Geselligkeitsvereins, in ländlichen Behörden, überhaupt in kleinem Kreise und bei der Beratung praktischer Fragen klänge Hochdeutsch bei uns unnatürlich, geziert. In einer „Generalversammlung“ aber darf der Leiter schon schriftdeutsch sprechen; er begehrt dabei keinen Verrat an seinem Vaterland, nur weniger Mißhandlung an seiner Muttersprache. Gemüthlicher klingt uns ja das Schweizerdeutsch im Ohr, aber eigentlich nur das richtige, sobald man einmal auf den Unterschied zwischen echt und unecht aufmerksam geworden ist. Und dann: ist Gemüthlichkeit unser einziges oder höchstes Ideal? Das war so, wie der Dichter sagt, bei den — Seldwylern!

Briefkasten.

H. B., J. Sie haben recht: wenn der grüne Heinrich (4. Bd., 12. Kap., 4. J.) von „kirchlichem Zier- und Hausrat“ berichtet, so gilt das heute nicht mehr für richtig; denn diese Zusammenfassung wäre nur möglich, wenn es ein zusammengesetztes Wort „Zierat“ gäbe, von dem man das Grundwort „Rat“ abtrennen (der Mathematiker würde sagen: ausklammern) könnte. Nun ist freilich die Schreibweise „Zierat“ seit 1691 nachzuweisen und nie ganz ausgestorben (wenn sie nicht sehr verbreitet wäre, würde sie in den Wörterbüchern nicht unter „Zierat“ als falsch erwähnt). Das Wort kommt aber schon mittelhochdeutsch vor in der Form „zierot“, die beweist, daß es sich nicht um eine Zusammensetzung mit „Rat“ handelt, sondern um eine Ableitung mit einer Endung, die im Gotischen „=odus“ hieß, und im Deutschen zu „=at“ (erhalten in Zierat, Heimat, Monat) oder „=ut“ (erhalten in Armut) oder „=od“ (erhalten in Kleinod) und im Alemannischen zu „=et“ (erhalten in Heimet, Monet, Heuet u. a.) geworden ist. Häufig ist diese Ableitungssilbe nicht; darum ist sie nicht mehr als solche verstanden worden, während der Gedanke an eine Zusammensetzung mit „Rat“ ziemlich nahe lag, wenn man an Wörter denkt wie Vorrat, Hausrat, Unrat, Gerät (Zierate sind ja manchmal Ziergeräte). Wenn also heute noch jemand schreibt „Zierat“ — „gschrech nüt Böfers“! Übrigens kommt das Wort sowohl männlich vor (mit Mehrzahl Zierate) wie weiblich (mit Mehrzahl Zieraten).

A. K., J. Warum wir in Nr. 9/10 den Redner ein als unser „langjähriges“ und nicht als „vielfähriges“ Mitglied vorgestellt haben? Sie werden sagen: wenn jemand viele Jahre Mitglied gewesen ist, ist er doch ein vielfähriges Mitglied. Richtig! Aber haben Sie noch nie gehört, daß jemand „lange Jahre“ gedient oder so oder so zugebracht habe? Sie können freilich sagen, die Jahre seien doch alle gleich lang, nämlich 365 Tage. Auch wieder richtig! Und doch haben gewiß auch Sie schon den Eindruck gehabt, die Jahre können sehr verschieden rasch vergehen. „Die Jahre fliehen pfeilgeschwind“, sagt Schiller von

der Jugend; manchmal scheint es uns langsamer zu gehen, und wir finden es dann langweilig. Wenn wir die Sache also nicht rein zahlenmäßig, rechnerisch, sondern mehr gefühlsmäßig betrachten, so dürfen wir doch wohl von „langen Jahren“ sprechen, und wer lange Jahre Mitglied gewesen ist, ist dann eben ein langjähriges Mitglied. Das Wort ist auch schon längst gebräuchlich und steht im Duden, ist also als gebräuchlich anerkannt; „vielfährig“ steht nicht im Duden, was natürlich nicht heißen will, daß es nicht auch richtig wäre und verwendet werden dürfte, aber weniger üblich ist es doch.

Büchertisch.

Max Zollinger, Sinn und Gebrauch der Interpunktion. Kart. 75 S., 2 Fr. 80. Eugen Kentsch Verlag, Erlench-Zürich.

Über eine als trocken verschrieene Sache ein gar nicht trockenes, im Gegenteil sehr lesbares Büchlein. Ausgehend „von der Schwierigkeit und von den Lücken der Interpunktion“ und ihrer Geschichte dringt der Verfasser vor zum logisch-grammatischen Grundgesetz der deutschen Zeichensetzung und rechtfertigt die bei oberflächlicher Betrachtung willkürlich und kleinlich erscheinenden Regeln zunächst im allgemeinen, wobei doch eine gewisse Freiheit gewahrt bleibt, und betrachtet dann der Reihe nach die einzelnen Satzzeichen, indem er auch da wieder wie im allgemeinen Teil jeweilen zuerst den Sinn feststellt und dann die Regeln übersichtlich zusammenstellt, auch bei jedem Zeichen seinen Tonwert erwähnt. Sehr erfreulich ist die Verteidigung des Strichpunktes, der am Aussterben zu sein scheint. Gelegentlich werden eingerostete Schulregeln gelockert, z. B. daß vor „denn“ und „aber“ immer ein Strichpunkt stehen müsse, daß zwischen zwei Eigenschaftswörtern immer ein Komma stehe; geradezu wohl tut einem die Verurteilung des sehr verbreiteten Anzugs, eine ungültige, verkehrte Stelle einzuklammern (statt einen ehrlichen, aber sauberen geraden Strich zu machen). Andererseits warnt der Verfasser vor dem in einem gewissen Alter beliebten Übermaß von Ausrufszeichen und Gedankenstrichen. Seine dreißigjährige Erfahrung im Deutschunterricht macht sich wohlthuend geltend. — Zollinger begrüßt es, daß der Doppelpunkt das Kolon verdrängt habe, der Strichpunkt das Semikolon und die Klammer die Parenthese, findet aber „Beistrich“ zu schwerfällig neben dem „leichtfüßigen“ Komma und „Zeichensetzung“ für „ungenau und schlecht klingend“ gegenüber „Interpunktion“. Wir hätten trotzdem das Werklein überschrieben: „Sinn und Gebrauch der Satzzeichen“, und unter diesem Titel wäre dann das Wort „Zeichensetzung“ nicht mehr so ungenau erschienen wie er fürchtet (Über die Schönheit des Klanges kann man vielleicht anderer Ansicht sein). Einen Vorteil hat dieses Fremdwort vor dem deutschen: es gibt dazu ein bequemes Zeitwort: interpungieren (der Nichtlateiner wird zwar nicht begreifen, warum es nicht heißt: interpunktieren; denn zu „Punkt“ gehört „punktieren“). „Komma“ ist bei uns seit eingeführt und schon deshalb wohl unausrottbar; die Einzahl mag etwas „leichtfüßiger“ wirken als die deutsche; aber daß die Mehrzahl „Kommata“ heißt und nicht etwa „Kommas“ nach dem Muster von „Sofas“ oder „Kommen“, obschon man neben „Themata“ auch sagen darf „Themen“, mutet nicht gerade „leichtfüßig“ an. Abgesehen von diesen Kleinigkeiten, über die man wohl in guten Treuen verschieden denken kann, ist das Büchlein sehr gut geschrieben und sei aufs beste empfohlen. Es geht den Dingen auf den Grund und ist doch praktisch und übersichtlich.